

## Ein Handkuss zum Einzug

Mit diesem Bericht möchten wir anderen pflegenden Angehörigen Mut machen und eine Angst, die vermutlich bei den meisten vorhanden ist, verringern: die Angst vor dem Umzug ihrer demenzkranken Verwandten ins Pflegeheim. Denn wir haben erfahren, dass dieser Umzug, der für uns in den letzten Jahren eine regelrechte Schreckensvision war, auch sehr positiv ablaufen kann.

Zur Vorgeschichte: Seit etwa 2004 begann sich beim meinem Vater eine Demenzerkrankung bemerkbar zu machen. Damals waren meine Eltern beide 72 Jahre alt und lebten gemeinsam in ihrem Haus in einem Ort im Umkreis von Oldenburg. Mein Vater ist fast taub, so dass die Verständigung auch ohne Demenz schon schwierig war. Doch wir haben das Glück, dass meine Mutter sehr tatkräftig und „gut beisammen“ ist – mit Unterstützung von Familie und Freunden hat sie es tatsächlich geschafft, meinen Vater bis Anfang 2012 zu Hause zu pflegen und sehr gut zu versorgen.

Trotzdem hatten wir uns schon früh nach einem Heimplatz umgesehen, damit wir für den Notfall gerüstet sind. Die ersten Besichtigungstermine waren belastend – niemals wollten wir, dass mein Vater in ein Wohnheim kommt, in dem Demenzkranke am Rande mitversorgt werden, einfach vor den Fernseher gesetzt werden und die Pflegekräfte vor lauter Arbeitsbelastung nicht mehr wissen, wie sie sich dem Einzelnen widmen sollen. Zudem hatte unser Hausarzt am Anfang der Behandlung einmal zu uns gesagt: „Lieber siedert zu Hause als in einem Pflegeheim. Dort wird er die Orientierung verlieren und ganz schnell abbauen.“ Das saß bedrohlich fest in unseren Köpfen.

Nach und nach kristallisierten sich wenige Heime heraus, bei denen wir uns zumindest vorstellen konnten, dass die Bewohner nach Kräften gut versorgt würden. Wir fanden, dass es im Oldenburger Land und der ganzen Umgebung bis Bremen hin nur sehr wenige Heime gibt, die sich wirklich auf Demenzkranke eingestellt haben und geeignete Räumlichkeiten zur Verfügung haben. Erreichbar sollte das Ganze für uns ja außerdem sein.

Zur Überbrückung versuchten wir es mit Tagespflege, die hier im Ort einmal pro Woche angeboten wurde. Doch auch wenn es sich sicher um ein gutes Angebot handelte: Mein Vater akzeptierte die Gruppenbetreuung in keinsten Weise. Obwohl er sich damals nicht mehr gut ausdrücken konnte, sagte er auf den netten Abschied der Betreuerin („Dann bis nächste Woche ...“) fest und streng: „Das glaube ich nicht!“ Zu Hause meinte er: „Da sitzen die alle und gucken – da will ich mir am liebsten ne Pistole kaufen.“ Dreimal probierten wir die Tagespflege aus, seine Abwehr wurde immer schlimmer – er sträubte sich mit Händen und Füßen! Es dauerte mehrere Monate, bis wir zu Fuß oder mit dem Auto wieder die Richtung der Tagesbetreuung einschlagen konnten, ohne dass mein Vater ganz traurig wurde oder die Flucht ergreifen wollte.

Trotzdem war mein Vater meist noch so munter und unternehmungslustig! Er wollte sich beschäftigen, spazieren gehen und mit anderen Menschen fröhlichen Kontakt aufnehmen. Wenn er sich schon bei der Tagespflege so schrecklich gefühlt hatte, wäre dann ein Pflegeheim nicht noch viel schlimmer? Ihn sich im Kreise der Bewohner vorzustellen, die um einen großen runden Tisch sitzen und vor sich hinschauen, das hat uns manche Nachtstunde wach liegen lassen. Wir stellten uns vor, wie er sich allein fühlen würde, Angst hätte, weg wollte, aber nicht könnte ... Schrecklich.

Der nächste Entlastungsversuch war eine stundenweise Betreuung, die von einem gemeinnützigen Träger angeboten wurde. Hier kam eine Dame mittleren Alters zu meinen Eltern ins Haus, die sich eine Weile mit meinem Vater beschäftigte – spazieren ging, Tee mit ihm trank etc. Meine Mutter konnte unterdessen zumindest kurz eigenen Beschäftigungen

nachgehen. Inzwischen mochten wir meinen Vater keine Minute allein lassen. Diese Begleitung klappte wunderbar, doch nach ein, zwei Jahren war die Krankheit natürlich deutlich fortgeschritten und die nette Betreuerin fühlte sich zu Recht überfordert.

Auch meine Mutter stieß immer mehr an die Grenzen ihrer körperlichen und nervlichen Kraft. Bei aller Unterstützung war sie diejenige, die 24 Stunden am Tag, sieben Tage in der Woche für meinen Vater da war. Im Grunde musste sie ständig Angst haben, was als nächstes passiert: Kippt er vom Stuhl, weil er eingeschlafen ist? Nimmt er heute seine Tabletten? Lässt er sich waschen, oder wehrt er so heftig ab, dass ich falle? Wenn wir spazieren gehen, kommen wir auch wieder zurück, oder weigert er sich die Ampel zu überqueren? Reicht meine Pflege aus?

Da las ich in der Zeitung ein Stellengesuch eines älteren Altenpflegers, der drei Nachmittage in der Woche für meinen Vater da sein könnte – inklusive evtl. nötiger Pflegemaßnahmen, die ja immer schwieriger wurden. Das wollten wir probieren. Zunächst zogen die beiden fröhlich los und meine Mutter versuchte ihre „freie“ Zeit zu genießen. Wir fanden es prima, dass der Pfleger es schaffte, mit meinem Vater eine ganze Zeit lang unterwegs zu sein und tatsächlich pünktlich zum Abendessen wieder zu Hause zu sein. Mein Vater war dann müde, aber recht zufrieden. Doch nach und nach baute sich eine Barriere zwischen den beiden auf: Der Pfleger war tatkräftig und wollte noch eine Menge bei meinem Vater erreichen, für meinen Vater wurde die energiegeladene Durchsetzungskraft immer anstrengender. Nach drei Monaten zeichnete sich ab: Bedürfnisse und Angebot passen nicht zueinander. Der arme Pfleger wurde immer unglücklicher, und mein armer Vater ebenfalls. Wenn der Pfleger kam, verließ er oft fluchtartig das Zimmer oder verzog ablehnend das Gesicht. Und auch meiner Mutter war der Besuch häufig zu laut und anstrengend. Sie sehnte sich nach etwas Ruhe im Haus zurück.

Inzwischen standen wir in zwei Heimen unserer Wahl auf der Warteliste, denn es war klar, dass meine Mutter die Belastung kaum noch lange tragen konnte. Meine Eltern gingen auf die 80 zu! Das eine Heim war weiter entfernt – eigentlich zu weit –, hatte sich aber auf Demenzzranke spezialisiert. Wir waren dort sehr nett und kompetent beraten worden. Das andere Heim lag ganz in der Nähe und war klein, sehr persönlich geführt. Hier konnten wir uns vorstellen, dass mein Vater quasi „in eine andere Familie“ käme, und es wäre möglich, ihn täglich, ja sogar mehrmals täglich zu besuchen.

Doch die Wartelisten sind lang ... Wir brauchten unbedingt eine weitere Unterstützung für meine Mutter. Und fanden per Zeitungsannonce, auf die wir etwa zehn Bewerbungen erhielten, tatsächlich eine Altenpflegerin in Frührente, die zweimal in der Woche vorbeikommen mochte. Ein Geschenk des Himmels! Mein Vater mochte sie gerne leiden, sie war einfühlsam, ruhig und geschickt, überforderte ihren Schützling nicht und wagte es sogar, mit ihm spazieren zu gehen. Wenn mein Vater müde war, setzte sie sich zu ihm und strickte ein wenig. Sie hörte sich seine ständigen Wiederholungen einer Zeitschriftenzeile geduldig an und zeigte ihm Interesse dafür. Auch meine Mutter fand sie sympathisch und hatte das Gefühl, dass mein Vater hier richtig gut aufgehoben war.

Das Problem war nur: Zwei Nachmittage lösten das „Problem Papa“ keineswegs. Da waren immer noch die Nächte voller Angst, das Waschen und Anziehen, gegen das mein Vater sich immer häufiger sträubte, das Weglaufen in andere Zimmer, bei dem meine Mutter nicht mehr hinterherkam. Dazu kam die Sorge, die Pflege nicht richtig ausführen zu können, so dass zum Beispiel die Zähne oder die Haut Schaden nehmen könnten. Ein Pflegedienst war aus verschiedenen Gründen von Anfang an nicht infrage gekommen. Selbst der Arzt war inzwischen der Meinung, dass wir einen Punkt erreicht hätten, an dem die Pflege zu Hause eigentlich nicht mehr zu leisten sei. Wir blieben also vorsichtshalber einmal auf den beiden Wartelisten stehen – man wusste ja nie, wann es soweit sein würde.

Mitte Dezember hörten wir per Zufall, dass das kleine, familiäre Heim kurzfristig schließen würde. Eine Information der Heimleitung hatten wir nicht erhalten. Eine Mitarbeiterin

bestätigte uns die schlechte Nachricht auf Anfrage aber telefonisch. Dieser Rettungsanker fiel also aus.

Anfang 2012 waren wir noch einmal gemeinsam mit meinem Vater in dem weiter entfernten Heim, das sich auf Demenzkranke spezialisiert hatte. Wir wollten gerne sehen, wie er reagiert, und auch noch einmal mit der Heimleitung sprechen, wie es mit der Wartezeit inzwischen aussähe. Man konnte uns natürlich keine Zeitspanne sagen, aber innerhalb einiger Monate sollte es wohl klappen, denn mein Vater stand inzwischen weit oben auf der Liste. Erstaunlicherweise zeigte er Zufriedenheit, als er die Räumlichkeiten mit uns anschaute: „Ein schönes Haus!“ sagte er klar und deutlich, und vieles begutachtete er, fasste es an oder zeigte darauf und lächelte. Heimleitung und Mitarbeiterinnen waren sehr nett und einfühlsam. Hier schien sich wirklich eine einigermaßen erträgliche Möglichkeit abzuzeichnen – wenn wir auch immer noch ganz schreckliche Gefühle bei der Vorstellung hatten, ihn „wegzubringen“.

Keine zwei Tage später kam es dann zu einem Zwischenfall, der meiner Mutter und uns allen zeigte, dass mein Vater wirklich nicht mehr zu Hause bleiben konnte. Morgens beim Anziehen hatte er sie so fest weggestoßen und wurde so ärgerlich, dass sie voller Angst das obere Stockwerk abgeschlossen hatte und mich um Hilfe herbeirief. Bis ich dort war, hatte mein Vater sich schon wieder beruhigt, aber eines war klar: So ging es nicht mehr weiter, auch nicht für kurze Zeit. In unserer Not riefen wir das Heim an, in dem wir zwei Tage zuvor gewesen waren. Dort half man uns innerhalb weniger Stunden weiter. Zum Glück waren in einem Partnerheim (noch weiter entfernt) noch einige Kurzzeit-Pflegeplätze frei, und mein Vater könnte dort im Prinzip sofort einziehen. In uns mischten sich Schock und Erleichterung. Nun würden wir uns also trennen müssen: Vor unseren Augen sahen wir einen verzweifelden, orientierungslosen Papa „ganz schnell abbauen“, wie der Hausarzt gesagt hatte.

Zwei Tage lang – so viel Zeit hatten wir uns selbst gegeben – wurde geräumt, gepackt, überlegt, Formularkram erledigt, ein Biografie-Fragebogen ausgefüllt usw. Dann kam der Morgen des Umzugs. Mein Mann hatte sich freigenommen, um uns zu fahren und zu unterstützen, weil ich nicht wusste, ob ich so aufgeregt vernünftig Auto fahren konnte. Wir hatten nicht nur Wäsche dabei, sondern auch einen Lieblingsstuhl, einige Bilder zum Aufhängen, Bücher und Zeitschriften, in denen mein Vater gerne blättert, und andere persönliche Dinge. Die Ansprechpartner im Heim hatten uns bei der Zusammenstellung tatkräftig telefonisch unterstützt. Die Wäsche sollte für die ersten Tage reichen, hier war der Bedarf enorm groß und wir würden erst einmal „nachkaufen“ gehen müssen, um auf die vom Heim als praktisch bezeichnete Menge zu kommen.

Bei der Ankunft waren wir positiv überrascht – wir kannten das Heim ja noch gar nicht, nur einige Bilder im Internet hatten wir gesehen. Wir wurden äußerst nett und herzlich begrüßt und saßen zunächst bei einer Tasse Kaffee im Gemeinschaftsraum zusammen, der wie ein schönes, helles Café eingerichtet ist. Anschließend ging es in den Wohnbereich, in dem eine Gruppe demenzkranker Bewohner gemeinsam lebt: Dort findet der gesamte Alltag statt, die einzelnen Zimmer gehen ohne Umwege vom Wohnbereich ab. Alles war hell und freundlich, die Stimmung ruhig und entspannt. Mein Vater zeigte keinerlei Aufregung oder Missstimmung, sondern schaute sich alles gerne an und äußerte das eine oder andere Mal, dass es „schön“ sei. Nur als er seinen Namen an einer Tür las, stutzte er kurz – dabei hatte die Heimorganisation sogar extra ein schönes Bild seiner Lieblingslandschaft dazugehängt. Im Zimmer stand ein „Herzlich-Willkommen“-Schild, ein Bild hing bereits an der Wand. Man hatte meinem Vater extra ein Zimmer mit möglichst weitem Ausblick gegeben, denn wir hatten im Biografie-Fragebogen notiert, dass er weite Landschaften liebt.

Während meine Mutter und mein Vater im Gemeinschaftsraum gepflegt wurden, richteten mein Mann und ich schnell die persönlichen Dinge im Zimmer her, mit denen wir alle hofften, meinem Vater ein heimeliges Gefühl zu geben. Die Pflegedienstleitung ließ sich einige Besonderheiten, z.B. wegen der Taubheit, erklären und gab sie gleich an eine Schwester weiter.

Der Hausmeister half uns beim Aufhängen der Bilder. Die Heimleiterin kümmerte sich um meine Eltern und um einige organisatorische Dinge. Eigentlich muss man die Stimmung als gut bezeichnen.

Um meinem Vater nicht den Eindruck eines „Massenaufbruchs“ zu geben, zog sich dann zunächst mein Mann ins Heimcafé zurück. Meine Mutter und ich wurden ganz selbstverständlich mit am Wohnbereichs-Mittagstisch versorgt, damit mein Vater ein normales Alltagsgefühl haben konnte. Sehr nett durften wir mit den Demenzkranken und den Pflegerinnen gemeinsam essen, einigen Bewohnerinnen wurde die Mahlzeit angereicht, andere aßen selbst, und mein Vater bewies den Mitarbeiterinnen das erste Mal, dass er einen gesegneten Appetit hat. Wir freuten uns, dass es ihm schmeckte, und interpretierten das als Zeichen dafür, dass er sich zumindest nicht unwohl fühlte.

Den Nachtisch nutzten wir, um uns zurückzuziehen: erst ich, einige Minuten später meine Mutter. Verabschiedet haben wir uns bewusst nicht (auch hier standen uns die Mitarbeiterinnen beratend zur Seite), damit mein Vater nicht traurig würde. Er war jedoch ganz beschäftigt mit seinem Essen und seinem „Lesestoff“ und merkte offenbar nicht, dass er sich in fremder Umgebung befand.

Die Mitarbeiterinnen hatten vorgeschlagen, dass wir die nächsten Tage nicht zu Besuch kämen, damit mein Vater sich besser eingewöhnen könnte. Wir durften aber jeden Tag anrufen, in der ersten Woche taten wir das sogar zweimal täglich. Jedes Mal hatten wir unglaublich nette Pflegekräfte am Telefon, die uns geduldig und freundlich Auskunft gaben, wie mein Vater geschlafen hätte, ob und was er aß, was er so machte und wie zufrieden er wirkte. Das war für uns eine sehr große Hilfe, zumal die Nachrichten fast immer gut waren.

Mein Vater schien sich wohlzufühlen, er schlief meist recht gut und ließ sich zunächst auch gut waschen und anziehen. Nur die Toilette fand er leider nicht mehr, hier war wirklich Orientierungslosigkeit eingetreten. Auch zu Hause hatte er sich beim „kleinen Toilettengang“ gelegentlich vertan, aber eben nur gelegentlich. „Größere“ Zwischenfälle hatte es nie gegeben – diese wurden aber nun wohl zur Herausforderung für das Heim. Doch man versicherte uns, dass alles gar kein Problem sei, sondern eine übliche Begleiterscheinung der Erkrankung. Wir sollten uns keine Sorgen machen. Wir wurden, so weit es ging, von unseren Ansprechpartnerinnen durch die Trennung „getragen“.

Dabei hatten wir nie den Eindruck, dass die Berichte zu unserer Beruhigung „geschönt“ würden. Das bewies ein nettes Ereignis, das so typisch für meinen Vater ist und von dem uns die Schwester berichtete: Gleich am zweiten Tag hatte er einer Betreuerin die Hand geküsst und „Mutti“ zu ihr gesagt. Das konnte sich nun wirklich niemand „für uns“ zusammengereimt haben. Wir waren froh und vorsichtig erleichtert!

Eine Woche später dann der erste Besuch. Wir waren ängstlich und aufgeregt – wir würden wir meinen Vater wohl vorfinden? Wie sollten wir uns bloß verhalten, wenn er mit uns nach Hause wollte? Wir hatten schon wieder die schrecklichsten Gefühle und freuten uns gleichzeitig sehr auf das Wiedersehen.

Was soll ich sagen: Mein Vater saß zufrieden am großen Tisch mit den anderen Bewohnern und „unterhielt“ sich mit einer Betreuungskraft. Als er uns sah, begrüßte er uns freudig – aber nicht so, als habe er uns vermisst, sondern mit einem fröhlich-überraschten Gruß nach dem Motto „Ach, Ihr auch hier?“ Die Pflegekraft half uns, ihn zu motivieren, mit uns ins Heimcafé zu gehen, wo wir gemütlich Kaffee tranken. Die Heimleiterin persönlich kümmerte sich um ein Tellerchen Kekse – es hatte sich herumgesprochen, dass mein Vater ein großer Fan von Süßigkeiten ist. Von der Reinigungskraft bis zum Küchenpersonal kannten alle Menschen, die wir trafen, schon den Namen meines Vaters und begrüßten ihn herzlich und persönlich im Vorbeigehen. Er war sichtlich in seinem Element, machte seine Scherze und war gut zufrieden.

Das einzige, was uns störte, war seine Kleidung. Die gehörte nämlich nicht ihm und passte auch nicht richtig. Wegen des zunächst zu knappen Kleiderbestands, den wir beim Einzug mitgebracht hatten, war mit der Heimleitung abgesprochen, dass sie auf ihren „Notfall-Bestand“ zurückgreifen durften, deswegen konnten wir dagegen erst einmal nichts sagen. Aber wir hatten ja neue Kleidung mitgebracht! In großer Menge, wie wir fanden, aber in den nächsten Wochen bekamen wir immer wieder die Nachricht: „Bitte noch vier Unterhosen und zwei Pullover.“ „Wir brauchen mehr Hosen.“ „Andere Schuhe ohne Schnürung wären gut.“ Die Kleidung sollte im Heim ausgezeichnet werden, deswegen brachten wir die Dinge praktisch direkt aus dem Laden mit.

Das Problem war, dass es mit der Wäsche-Auszeichnung nicht wirklich klappte. Mein Vater hatte immer wieder fremde Sachen an, die er früher rundweg abgelehnt hätte. Er hatte immer sehr auf ein gepflegtes Äußeres geachtet. Auch die Fingernägel und die Rasur waren nicht immer so, wie wir uns das erträumt hatten, gelegentlich roch die Kleidung und Brille oder Hörgerät fehlten. Müssten nicht Fachkräfte die Pflege viel besser hibekommen als wir zu Hause? Wir fuhren nun zweimal in der Woche ins Heim und riefen noch fast täglich an, auch, um uns abzustimmen.

Was blieb, war die Fröhlichkeit meines Vaters. Bei jedem Besuch war er gut zufrieden, schien sich in den Räumlichkeiten wohlfühlen, winkte den Betreuungskräften zu oder nahm Kontakt zu den anderen Bewohnern und Bewohnerinnen auf. Bis auf einen Besuch, den er komplett auf seinem Sessel verschlief, war er auch interessiert an der Umwelt und an seiner Art von Austausch mit uns. Die Abschiede waren völlig entspannt. Wir mussten verblüfft feststellen, dass er offenbar überhaupt nicht gemerkt hatte, dass er umgezogen war. Einmal titulierte er einen Pfleger mit „Meine Frau!“ und gab ihm ebenfalls einen Handkuss. Seine ewiger „Vorlese-Singsang“ ohne verständlichen Inhalt wird gerne hingenommen und stört niemand.

Wir glauben, er genießt unbewusst auch seine neuen Freiheiten: Im Heim darf er herumlaufen, wo und wann er möchte – die Räumlichkeiten sind übersichtlich und weitläufig zugleich, und überall gibt es nette, gemütliche Sitzecken und Erinnerungsstücke. Sein nächtliches Herumgeistern ist kein Problem mehr, und wenn der Frühling kommt, wird er selbstständig in den geschützten Garten gehen können. Das war bei uns zu Hause alles nicht mehr möglich. Auf Malheurs ist man eingestellt, und wenn man ihm hinterherlaufen muss, damit er sein Frühstücksbrot wahrnimmt, wird auch das gemacht, und zwar mit einem Lächeln im Gesicht.

Wegen der Kleider- und Pflegefrage haben wir anfangs den einen oder anderen uns störenden Punkt angesprochen und gemerkt, dass man sich wirklich um eine Lösung bemüht. Einiges war einfach nicht zu lösen, denn mein Vater mag das Wasch- und Anzieh-Ritual morgens tatsächlich immer weniger. Auch wenn er gelegentlich nicht gut rasiert ist oder die Hörgerätebatterie fehlt, haben wir das Gefühl, dass das Beste für ihn herausgeholt wird. Im Heimvertrag ist festgehalten, dass kein Bewohner gegen seinen Willen „zwangsgepflegt“ wird. Das finden wir gut und nehmen auch die Begleiterscheinungen hin, solange mein Vater froh und zufrieden ist. Und das ist er wirklich.

Wegen der Kleidung haben wir irgendwann ein richtiges Gespräch geführt, und auch hier war eine gemeinsame Lösung schnell gefunden. Es waren mehrere Bewohner gleichzeitig eingezogen, so dass die Wäscheorganisation tatsächlich ein wenig durcheinander geraten war. Wir haben dann einfach doch noch eigene Bügel-Wäschezeichen mitgebracht und schnell auf einem mitgebrachten Holzbrettchen vor Ort aufgebügelt. Jetzt ist soweit alles in Ordnung, und wir schauen mit dem Einverständnis des Heims immer mal nach, ob im Schrank etwas liegt, was nicht meinem Vater gehört.

Gelegentlich fahren wir auch jetzt, nach drei Monaten, noch mit einem mulmigen Gefühl zu meinem Vater. Doch drei Monate, in denen er sich bei jedem einzelnen Besuch zufrieden zeigte und ausgeglichen war, sprechen dafür, dass unsere Entscheidung richtig war. Unsere täglichen

Anrufe lassen wir sein, wir sind uns recht sicher, dass es ihm gut geht. Meine Mutter kann sich in einem gewissen Rahmen erholen, obwohl sie immer wieder sagt, was für ein ungutes und merkwürdiges Gefühl es sei, einen Menschen „einfach abzugeben“ und anderen die Verantwortung zu übertragen.

Aber die Sicherheit, diese Verantwortung bei den richtigen Menschen zu wissen, macht uns auch froh: Von der Verwaltung über die Pflegedienstleitung bis hin zu den einzelnen Betreuungs- und Pflegekräften und allen, die vor Ort mitarbeiten, merken wir, dass man sich bemüht, zusammen mit den Angehörigen nicht nur eine möglichst gute Versorgung der Bewohner zu gewährleisten, sondern sie auch als Menschen zu begleiten und ihnen Zuneigung und Wertschätzung entgegenzubringen. Dass (auf Heim- und auf unserer Seite) nicht immer alles perfekt ist, ist dabei nur menschlich. Bei meinem Vater hatten wir zudem wohl das „Glück des richtigen Zeitpunkts“: Seine Krankheit war beim Einzug schon so weit fortgeschritten, dass er den Wechsel gar nicht mehr als solchen bemerkt hat, aber noch nicht so schlimm, dass er seine neuen Freiheiten und die Nettigkeit der Umgebung nicht noch genießen könnte.

Wenn wir das alles vorher geahnt hätten, hätten wir uns viel weniger Sorgen gemacht. Hoffentlich können andere von dieser Erfahrung profitieren und mit etwas weniger Angst an einen eventuell notwendigen Umzug denken, sofern das Heim zum Bewohner passt.